

COLIN WILSON

DER
STEIN
DER
WEISEN

Aus dem Englischen von Andreas Decker



Die englische Originalausgabe *The Philosopher's Stone*
erschien 1969 im Verlag Arthur Baker.
Copyright © 1969 by Colin Wilson
Vorwort – Copyright © 2013 by Colin Stanley

Einmalige Vorzugsausgabe Mai 2024
Limitiert auf 1500 Exemplare
Copyright © dieser Ausgabe 2024 by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Lektorat: Joern Rauser
Titelbild: Festa Verlag, unter Verwendung vom Midjourney.com
Alle Rechte vorbehalten

VORWORT



Das Vorwort zu einem Roman wird aufgrund möglicher Spoiler (in denen Einzelheiten der Handlung verraten werden) oft gemieden. Ich kann allen Leserinnen und Lesern versichern, dass diese Befürchtung bei dem folgenden Text unbegründet ist.

The Philosopher's Stone war Colin Wilsons achter veröffentlichter Roman und sein zweiter Ausflug in das Reich der »Science-Fiction«. In *Science Fiction and Existentialism: A Personal View*, einem wichtigen Aufsatz, den Wilson 1978 als Beitrag zu der *Bran's Head Library of Science Fiction Criticism* veröffentlichte, verriet er, dass er Science-Fiction-Magazine in seiner Jugend zwar sehr unterhaltsam fand, sich sein Interesse als Heranwachsender aber eher der Dichtkunst zugewandt hatte und er das Genre erst in den frühen 60er-Jahren wiederentdeckte, als er in *The Strength to Dream* (1962), einer Abhandlung über Literatur und Fantasie, darüber schrieb. Seine negative Bewertung der Werke von H. P. Lovecraft veranlasste dessen Verleger August Derleth, Wilson herauszufordern, einen Roman in der Tradition Lovecrafts zu schreiben. Das tat er dann auch auf seine unnachahmliche Weise: *The Mind Parasites* (dt. *Die Seelenfresser*). Derleth muss ziemlich beeindruckt gewesen sein, denn er veröffentlichte den Roman 1967 in seinem Verlag Arkham House. *The Philosopher's Stone*,

ein weiterer »Lovecraft'scher« Roman, wurde 1968 in Großbritannien bei dem Verlag Arthur Baker veröffentlicht, zwei Jahre später folgte die amerikanische Ausgabe bei Crown Publishers. Ein dritter Science-Fiction-Roman, *The Space Vampires* (dt. *Vampire aus dem Welt-raum*), erschien 1976 und wurde 1985 von Tobe Hooper unter dem Titel *Lifeforce* verfilmt.

Wilson war der Ansicht, dass Science-Fiction »... die vielleicht wichtigste Form der Literatur ist, die der Mensch je erschaffen hat« (Wilson (1), S.19), und behauptete, ihr eigentliches Ziel bestehe darin, »... der Evolution zu einem neuen menschlichen Bewusstsein als Katalysator zu dienen« (Wilson (1), S.32). Diese Idee eines »neuen menschlichen Bewusstseins« steht im Mittelpunkt sämtlicher Werke Wilsons und veranlasste Nicolas Tredell zu der Aussage, dass »... für Colin Wilson die Science-Fiction das ideale Medium zu sein scheint, denn sie hat die gleiche Funktion wie sein gesamtes Werk: die Neudefinierung des Menschen angesichts der Zukunft ... Man könnte sie das Genre der Evolution nennen« (Tredell, S.97).

»In *The Philosopher's Stone* war ich weniger daran interessiert, die Mächte, die sich gegen unsere Freiheit stellen, symbolisch darzustellen, als vielmehr die Natur dieser Freiheit zu illustrieren ... Als ich versuchte, sie so *deutlich* darzustellen, wie ich konnte, musste das Medium interessanterweise die Science-Fiction sein. In der üblichen Erzählliteratur mit ihrer Widerspiegelung einer bekannten Realität tendieren Charaktere und Geschehnisse dazu, die

Ideen zu überschatten – natürlich vorausgesetzt, es gibt überhaupt welche. In der Science-Fiction – oder in der spekulativen Fiktion – lässt sich die Idee so klar widerspiegeln wie in einem Spiegel« (Wilson (1), S. 30–31).

Die Handlung von *The Philosopher's Stone* – der Wilsons »Zeitroman« ist, seine »Parabel über die Langlebigkeit« – wurde entwickelt, als er 1967 als Gastprofessor an der University of Washington in Seattle arbeitete; vollendet wurde der Roman im Juli 1968 zu Hause in England. In seiner »Einführung« berichtete Wilson, dass ihn das Schreiben daran so mitgerissen habe, dass er sich gezwungen sah, einen Teil davon in eine separate Novelle umzuwandeln (vermutlich *The Return of the Lloigor*), die Derleth in der von Lovecraft inspirierten Anthologie *Tales of the Cthulhu Mythos* (1969) veröffentlichte.

The Philosopher's Stone ist in zwei Teile geteilt: Der erste trägt den Titel »Die Suche nach dem Absoluten« und der zweite »Die Reise zum Ende der Nacht« (dieser Titel ist Louis-Ferdinand Céline entliehen). Im Mittelpunkt des ersten Teils, »... eine Mischung aus Bildungsroman, wissenschaftlicher Detektivgeschichte, [...] philosophischer Abhandlung und Science-Fiction-Geschichte« (Tredell, S. 106), steht die Jugend und Entwicklung von Howard Lester, einem jungen Mann, der starke Ähnlichkeit mit der Figur des Hugh Greene in Wilsons Roman *The World of Violence* (oder *The Violent World of Hugh Greene*, wie er in den Vereinigten Staaten heißt) aus dem Jahr 1962 hat – oder unweigerlich

mit Wilson selbst. In einem späteren autobiografischen Aufsatz schrieb der Autor über seine Jugend: »Mein Problem lag darin, dass ich zwar eine Art Sicherheit ersehnte, jedoch das Gefühl hatte, dass alles unsicher ist. In diesem Alter braucht man unbedingt jemanden, den man bewundern kann, aber alle Erwachsenen schienen Narren zu sein« (Wilson (2), S.180). Hugh und Howard haben dagegen das Glück, außergewöhnlichen Erwachsenen zu begegnen.

Die Arbeit eines amerikanischen Psychologen namens Aaron Marks wird in die Handlung eingeführt. Die Figur trägt die Züge von Abraham Maslow. Maslow hatte seit 1963 mit Wilson korrespondiert; die beiden hatten sich im November 1966 das erste Mal persönlich getroffen. Marks »Werte-Erfahrungen« in *The Philosopher's Stone* entsprechen offensichtlich Maslows »Gipfelerlebnissen«, einem Konzept, das in sämtlichen von Wilsons späteren Arbeiten von entscheidender Bedeutung ist. Sein Buch über Maslow, *New Pathways in Psychology: Maslow and the Post-Freudian Revolution* (1972), das in Teilen eine biografische Studie ist, basiert auf einer Reihe von Tonbändern, die Maslow vor seinem Tod 1970 besprochen hat.

Simon Brighton schreibt zu *The Philosopher's Stone*:

»... es ist eine Studie über die Natur des Bewusstseins und der Möglichkeiten, die Normalität zu transzendieren, den Verstand als einen Punkt im Raum darzustellen, der eine wundervolle Realität erfahren würde – vorausgesetzt, man würde ihm die Werkzeuge in die Hand geben, das Universum so sehen

zu können, wie es ›wirklich‹ ist. Der erste Teil des Romans könnte auch ein Führer über die Ideen Colin Wilsons sein« (Brighton, S. 65).

In der Tat beschrieb Wilson selbst *The Philosopher's Stone* als einen »Roman, der sich vollständig dem Problem der *Faculty X* widmet« (Wilson (3) S. 14), eine Theorie, die er zum ersten Mal »1966 an einem verschneiten Tag in Washington, D. C.« formulierte (Wilson (3) S. 13). Dieses Konzept wurde zum zentralen Punkt seiner mittlerweile klassischen Studie *The Occult* (dt. *Das Okkulte*), die 1971 veröffentlicht wurde.

»*Faculty X* ist ein Gefühl der Wirklichkeit – der Wirklichkeit anderer Orte und Zeiten. Und dieses Gefühl, mag es noch so schwach und unsicher sein, unterscheidet uns von den Tieren ... Es wäre ganz falsch, sich die *Faculty X* als eine ›okkulte‹ Fähigkeit vorzustellen. Denn das ist sie nicht. Sie ist die Fähigkeit, die Wirklichkeit zu begreifen, und sie vereinigt die beiden Hälften des menschlichen Geistes, die bewusste und die unterbewusste, zu einem Ganzen« (Wilson (3) S. 74).

Wilson betrachtet *Faculty X* als »... den Schlüssel nicht nur zu der sogenannten okkulten Erfahrung, sondern zur ganzen zukünftigen Evolution der menschlichen Rasse« (Wilson (3), S. 77).

»*The Philosopher's Stone* ist eine metaphorische Reise in das Reich des Bewusstseins«, schrieb Clifford P. Bendau, »mit der Wilson seine Leser drängt, die

Kontrolle über ihr Leben zu übernehmen, die Macht der Wahrnehmung zu erforschen und zu erweitern und die Kräfte des Bewusstseins stärker zu nutzen« (Bendau, S. 47). Joyce Carol Oates kam in ihrer Einleitung zu der 1974 erschienenen Ausgabe zu dem Schluss:

»... eines der seltenen Werke der Science-Fiction, die den Horror weniger als Emotion, sondern als *Idee* benutzt, die den Leser zum Nachdenken anregen soll. Wilson hat gesagt, dass er die Herausforderung, Menschen etwas empfinden zu lassen, anderen Schriftstellern überlassen will; seiner Ansicht nach fühlen sie zu oft und denken zu wenig. *The Philosopher's Stone* will uns zum *Nachdenken* anregen« (Oates, S. 9).

Dann lassen Sie uns genau das tun ...

Colin Stanley
Nottingham
28. Januar 2013

Colin Stanley (*1963) ist der Biograf von Colin Wilson, der Herausgeber der Colin Wilson Studies (eine Reihe von Büchern und Sachtexten von Gelehrten auf der ganzen Welt über Wilsons Werk), der Autor zweier experimenteller Romane und von einem Band mit Nonsense-Versen. Er ist der Leiter des Verlags Pauper's Press in Nottingham. Seine umfangreiche Sammlung von Wilsons Werken wurde kürzlich von der Universität Nottingham erworben.

Quellen:

- Bendau, Clifford P.: *Colin Wilson: The Outsider and Beyond*, San Bernardino, Kalif., The Borgo Press, 1979
- Brighton, Simon: ›*The Philosopher's Stone: A Cosmic Adventure Story for the 21st Century*‹ in: Stanley, Colin (ed.): *Around the Outsider: Essays Presented to Colin Wilson on the Occasion of his 80th Birthday*, Winchester, O-Books, 2011, S. 63–76
- Oates, Joyce Carol: ›Introduction to *The Philosopher's Stone*‹ in Wilson, Colin: *The Philosopher's Stone*, New York, Warner Books, 1974, S. 7–15
- Tredell, Nicolas: *The Novels of Colin Wilson*, London, Vision Press, 1982
- Wilson, Colin (1): ›Science Fiction and Existentialism: A Personal View‹ in *Existentially Speaking: Essays on the Philosophy of Literature*, San Bernardino, Kalif., The Borgo Press, 1989, S. 17–32
- Wilson, Colin (2). *The Books in My Life*, Charlottesville, Virginia, Hampton Roads, 1998
- Wilson, Colin (3): *The Occult*, London, Mayflower Books Ltd., 1973



EINLEITUNG

Bernard Shaw beendete seine Einleitung zu *Zurück zu Methusalem* mit der Hoffnung, dass »bald Hunderte von jüngeren Händen verfasste, zutreffendere und elegantere Parabeln die meine ... weit hinter sich lassen«. Vielleicht hat die Vorstellung, den Versuch zu wagen, Shaw weit hinter sich zu lassen, potenzielle Konkurrenten abgeschreckt. Vielleicht sind diese jüngeren Hände aber auch einfach nicht daran interessiert, Parabeln über Langlebigkeit zu schreiben oder überhaupt Parabeln – was wahrscheinlicher ist. Die meisten meiner Zeitgenossen scheinen der festen Ansicht zu sein, dass das Denken und die Arbeit des Schriftstellers miteinander unvereinbar sind und dass das Interesse an neuen Ideen einen bedeutsamen Mangel in den kreativen Fähigkeiten enthüllt. Und da die Kritiker diese Vorstellung gern zu nähren scheinen – vielleicht aus einer defensiven Verbundenheit heraus –, scheint sie in der zeitgenössischen Literatur zu einer Art Gesetz geworden zu sein.

Nun hat niemand mehr Respekt vor Kritikern als ich oder wäre ständig bemüht, wie ein bezahltes Mitglied des literarischen Establishments zu klingen. Aber mir gefallen neue Ideen. Und das scheint mir eine ziemlich seltsame Perspektive auf die moderne Literatur zu öffnen. Meiner Meinung nach dürfte H. G. Wells der

vermutlich bedeutendste Schriftsteller des 20. Jahrhunderts sein, und seine interessantesten Werke sind die späteren – wenn auch nicht notwendigerweise seine besten. Was Shaw angeht, bin ich nicht einmal im Mindesten zu irgendeiner Art von Objektivität fähig; mir erscheint er einfach als der größte europäische Schriftsteller seit Dante. Und mir fehlt tatsächlich jedes Mitgefühl für die emotionalen und persönlichen Probleme, die die unverzichtbaren Themen zeitgenössischer Theaterstücke oder Romane zu sein scheinen. Mr. Osborne hat einmal gesagt, sein Ziel bestehe darin, in Menschen Emotionen zu wecken. Meiner Meinung nach übertreiben sie es jedoch mit den Emotionen. Ich würde sie gern dazu bringen, aufzuhören zu fühlen und anzufangen zu denken.

Zu meinem Glück bin ich weder originell noch kreativ*, also kann ich es mir leisten, die zeitgenössischen Regeln zu ignorieren. Und zu meinen Gunsten gibt es noch einen weiteren Faktor. Seit Shaw *Zurück zu Methusalem* geschrieben hat, ist die Science-Fiction zu einem etablierten *Genre* geworden, sogar zu einem ziemlich respektablen. Und in den letzten Jahren habe auch ich zufällig ein paar bescheidene Beiträge für dieses Genre geschrieben.

Ich muss erklären, wie es dazu kam. 1961 schrieb ich ein Buch mit dem Titel *The Strength to Dream*, eine

* »Aber Colin Wilsons Talent ist nicht kreativ. Sein Talent liegt in Büchern wie *The Outsider*, und das nicht, weil *The Outsider* auch nur einen originellen Gedanken enthalten würde.« John Braine, *The Modern Novelist*, Rede vor der Royal Society of Arts, 7. Februar 1968.

Studie über die kreative Vorstellungskraft, insbesondere bei Verfassern von Fantasy und Horrorgeschichten. Ein großer Teil dieses Buches beschäftigte sich unweigerlich mit dem Werk von H. P. Lovecraft, dem Einsiedler aus Providence, Rhode Island, der 1937 an Mangelernährung und Darmkrebs starb. Ich schrieb, dass Lovecraft zwar ohne jeden Zweifel über eine düstere Vorstellungskraft verfügte, die sich durchaus mit Poe vergleichen ließe, er grundsätzlich aber ein schrecklicher Autor sei – der größte Teil seines Werkes wurde für *Weird Tales* geschrieben, ein Pulp-Magazin –, und dass seine Arbeiten eher als Fallstudie denn als Literatur interessant seien.

Nach einiger Zeit fiel ein Exemplar meines Buches in die Hände von August Derleth, Lovecrafts altem Freund und Verleger. Derleth schrieb mir und beschwerte sich, mein Urteil über Lovecraft sei zu streng. Dann fragte er mich, warum ich, wenn ich doch ein so guter Autor sei, nicht selbst versuchen würde, einen »Lovecraft«-Roman zu verfassen.

Die Antwort auf diese Frage lautet, dass ich niemals zu meinem Vergnügen schreibe. Ich schreibe, wie ein Mathematiker seine Berechnungen auf ein Blatt Papier kritzelt: Auf diese Weise kann ich besser denken. Außerdem geht es bei Lovecrafts Erzählungen keineswegs um Ideen, sondern um eine Empfindung – die Empfindung einer brachialen und totalen Ablehnung unserer Zivilisation, die ich, da ich ein sehr heiterer Mensch bin, nicht im Mindesten teile.

Aber ein paar Jahre später wurde eine achtlos hingeschriebene Analogie in meinem Aufsatz *Introduction*

to the New Existentialism zur Saat einer Science-Fiction-Parabel über die »Erbsünde« – die seltsame Unfähigkeit des Menschen, das Beste aus seinem Bewusstsein zu machen. Ich kleidete sie in die Lovecraft-Tradition, und daraus wurde *Die Seelenfresser*, ein Roman, der schließlich von August Derleth verlegt wurde. Die Resonanz der Kritik fiel unerwartet gut aus; vermutlich lag das daran, dass ich keineswegs den Eindruck erweckte, es ernst zu meinen.

Und als ich mich vor zwei Jahren für die Fragen der Gehirnphysiologie zu interessieren begann – das Nebenprodukt eines Romans über sensorische Deprivation –, erschien es nur folgerichtig, einige dieser Ideen in einem weiteren »Lovecraft«-Roman zu entwickeln. Davon abgesehen war es – seit ich im Alter von elf Jahren H. G. Wells' *Die Zeitmaschine* gelesen habe – immer schon ein Traum von mir, den definitiven Roman über Zeitreisen zu schreiben. Die Zeitreise ist eine Idee von endlos verführerischem Reiz, die aber jedes Mal ziemlich lächerlich klingt. Selbst wenn mein Freund van Vogt – der Science-Fiction-Autor unserer Tage, der mir das größte Vergnügen bereitet – sie verwendet, lässt er sie immer wie einen Witz klingen. Die Frage, wie man sie plausibel darstellen soll, ist eine echte Herausforderung.

Die Mischung klingt schwindelerregend – Shaw, Lovecraft und Wells –, ist aber genau die Sache, die mir Vergnügen bereitet. Tatsächlich habe ich mich ziemlich davon mitreißen lassen, bis dieser Roman doppelt so lang war wie ursprünglich geplant. Tatsächlich war ich gezwungen, einen Teil als separate Novelle zu schreiben, die August Derleth veröffentlicht hat.

Ein letztes Wort. Es gehört zu den Spielregeln eines »Lovecraft«-Romans, sich so weit wie möglich an echte Quellen zu halten und niemals eine Tatsache zu erfinden, wenn man sie in einer obskuren Forschungsarbeit ausgraben kann. Ich möchte bescheiden behaupten, Lovecraft in dieser besonderen Abteilung übertroffen zu haben. So gut wie alle zitierten »Quellen« sind echt; die größte Ausnahme ist der vatikanische Kodex, und selbst hier existieren zahlreiche archäologisch-wissenschaftliche Abhandlungen über den hypothetischen Inhalt dieses Kodexes. Das Voynich-Manuskript gibt es natürlich wirklich, und es ist noch immer nicht entschlüsselt worden.

Seattle – Cornwall, November 1967 – Juli 1968

TEIL EINS

DIE SUCHE NACH DEM
ABSOLUTEN





Ich habe letztens ein Buch über die Musik von Ralph Vaughan Williams gelesen, während gerade eine Grammofonaufnahme seiner bemerkenswerten Fünften Sinfonie zu hören war, und ich stieß auf die folgende Bemerkung: »Ich habe mein ganzes Leben darum ringen müssen, Amateurtechniken hinter mir zu lassen, und jetzt, wo das vielleicht gelungen ist, scheint es zu spät, daraus irgendeinen Nutzen zu ziehen.« Die Schmerzlichkeit dieser Worte eines großen Musikers rührte mich beinahe zu Tränen. Zugegeben, er war 86 Jahre alt, als er starb, aber was den praktischen Nutzen angeht – den Wert der Musik, die er in seinen letzten Jahren komponierte –, hätte es auch 20 Jahre früher sein können. Und mir kam ein Gedanke: Hätte Vaughan Williams durch irgendeine Laune der Natur weitere 25 Jahre leben können ... oder angenommen, er wäre ein Vierteljahrhundert später geboren worden, hätte ich dann das, was ich jetzt weiß, an ihn weitergeben können, sodass er möglicherweise noch leben und großartige Musik komponieren würde? Im Falle Shaws ist das sogar noch bedeutsamer, denn in *Zurück zu Methusalem* kam er ganz nahe an die große Entdeckung heran, und in seinen frühen Neunzigern bemerkte er einmal scherzend, er selbst sei der Beweis seiner eigenen Theorie, dass Menschen 300 Jahre alt werden könnten. Dennoch handelt es sich hier um denselben Mann, der zwei Jahre später, als er mit einem gebrochenen Bein im Krankenhaus lag, sagte: »Ich möchte sterben, und ich kann es nicht, ich kann es nicht.« Er kam der Wahrheit so nahe, aber er

war allein, und einem Mann, der allein steht, fehlt der letzte Funke Überzeugung. Hätte Kolumbus den Mut gehabt, die Insel San Salvador zu erreichen, wäre er allein auf der Santa Maria gewesen?

Es war dieser Gedankengang, der mich zu der Entscheidung führte, die Geschichte meiner Entdeckung genau so zu erzählen, wie sie sich zutrug. Damit breche ich meinen eigenen Schwur der Geheimhaltung; allerdings werde ich dafür sorgen, dass der Bericht von jenen ferngehalten wird, denen er schaden könnte – also dem größten Teil der menschlichen Rasse. Er sollte zu Papier gebracht werden, auch wenn er sein Bankschließfach niemals verlassen wird. Der Durchschlag der Erinnerung verblasst jedes Jahr mehr.

Ich kam 1942 in Hucknall Torkard in Nottinghamshire zur Welt. Mein Vater war Wartungstechniker im Bergwerk von Birkin Brothers. Diejenigen, die D. H. Lawrence gelesen haben, werden den Namen wiedererkennen; tatsächlich ist Lawrence ganz in der Nähe geboren worden, in Eastwood. Byron ist in der Familiengruft in Hucknall begraben, und zu meiner Zeit erreichte man Newstead Abbey – sein Zuhause – nur, wenn man ein typisches Bergarbeiterdorf aus schmutzigen Häusern durchquerte. Die so bezeichnete Gegend mag romantisch klingen, aber Schmutz und Langeweile sind keineswegs romantisch. Die meisten Erinnerungen an meine ersten zehn Lebensjahre bestehen aus Schmutz und Langeweile. Ich denke an fallenden Regen, an den Geruch von Fish and Chips an Herbstabenden und an Schlangen vor dem einzigen Kino an den Samstagabenden. Vor wenigen

Wochen bin ich wieder dort gewesen und habe den Ort nicht wiedererkannt. Es ist jetzt eine Vorstadt von Nottingham mit einem Flugplatz, einer U-Bahn für Pendler und Hubschrauberlandeplätzen auf den Dächern der meisten Wohnblocks. Dennoch kann ich diese Veränderungen nicht bedauern; ich muss nur ein paar Seiten aus Lawrence' *Der Regenbogen* lesen, um mich daran zu erinnern, wie sehr ich diesen Ort gehasst habe.

Der große Konflikt meiner Kindheit bestand zwischen meiner Liebe zur Wissenschaft und meiner Liebe zur Musik. Ich war immer ein guter Mathematiker. Als ich sechs Jahre alt war, schenkte mir mein Vater zu Weihnachten meinen ersten Rechenschieber. Und wie die meisten Mathematiker war ich schon auf beinahe bedenkliche Weise für Musik empfänglich. Ich kann mich erinnern, wie ich eines Abends mit Büchern aus der Bibliothek unter dem Arm vor der Kirche stehen blieb und dem Chorgesang lauschte. Offensichtlich handelte es sich um eine Probe – vermutlich um irgendeine Scheußlichkeit von Wesley oder Stainer –, denn sie wiederholten unablässig dieselbe Passage aus einem halben Dutzend Noten. Die Wirkung war fast schon hypnotisch, und in der kalten Abendluft klangen die Stimmen so fern und geheimnisvoll, als würden sie die Einsamkeit des Menschen betrauern. Plötzlich weinte ich, und bevor ich es verhindern konnte, schlug das Gefühl über mir zusammen, als wäre es die Flutwelle aus einem zerstörten Damm. Ich eilte auf den Kirchhof und warf mich in das Gras, wo ich mein Schluchzen dämpfen und dieser Empfindung erlauben konnte, mich zu erschüttern, bis ich das Gefühl hatte, bei den Schultern

genommen und geschüttelt zu werden. Es war eine verstörende Erfahrung. Als ich nach Hause ging – wobei ich mich entspannt und beinahe schwindelig fühlte –, konnte ich einfach nicht begreifen, was da mit mir passiert war.

Weil ich Mathematik liebte und komplizierte Berechnungen im Kopf ausführen konnte, entschied mein Vater, ich solle Wartungstechniker werden. Die Idee kam mir durchaus vernünftig vor, obwohl mich Maschinen irgendwie langweilten. Als mich mein Vater ins Bergwerk mitnahm und mir die Apparate zeigte, die er instand halten musste, hatte ich das gleiche Gefühl. Es erschien mir so sinnlos, das ganze Leben damit zu verbringen, eine Masse aus totem Metall auf einem gewissen Niveau der Leistungsfähigkeit zu halten. Was spielte das schon für eine Rolle? Aber mir fiel kein guter Grund ein, etwas gegen Vaters Pläne einzuwenden. In meiner Freizeit hörte ich die Renaissance-musik von Dowland und Campion von einem Tonband und lernte, auf der Elektroorgel eines Nachbarn Melodien aus *Der Messias* zu spielen. Sicherlich bot die Musik nichts, das sich als vernünftige Alternative des Technikerhandwerks anbot. Aber aus mir würde doch nie mehr als ein mittelmäßiger Techniker werden.

Ich kann mich deutlich an den Augenblick erinnern, in dem mir zum ersten Mal das Problem des Todes bewusst wurde. Ich hatte aus der Bibliothek ein Buch über die Musik der Frühzeit entliehen. Die kalte, modale Musik des Mittelalters übte auch weiterhin eine seltsame Anziehungskraft auf mich aus. In dem Kapitel über alte griechische Musik entdeckte ich den Skolion von Seikilos mit seinen Worten:

Möge die Sonne des Lebens dir lächeln,
Weitab von Schmerz und Trauer.
Doch das Leben ist zu kurz.
Der Krake Tod wartet,
Dich im Meer der Erde zu ertränken.

Ich wusste, was der Krake war, dieser legendäre riesige Oktopus, und Homer wusste das offenbar auch. (Ich vermute, dass Skylla ein Oktopus sein soll.) Die Zeilen ließen mich frösteln. Trotzdem ging ich auf unseren Dachboden und probierte den Skolion auf dem alten Piano aus, wählte den phrygischen Modus und spielte ihn, bis ich die Form der Melodie verstand. Wieder verspürte ich diese Kälte, und ich murmelte die Worte laut, während ich sie spielte, fühlte dabei die gleiche immense Traurigkeit, jenes Gefühl unendlicher Distanz, das ich seinerzeit auf dem Kirchhof empfunden hatte. Plötzlich sagte mein Verstand: »Was tust du da, du Narr? Das ist *real*, keine literarische Metapher. Es gibt keine Person auf der Welt, die vom heutigen Tag an in 100 Jahren noch am Leben sein wird ...« Und ich begriff die Realität, die Wirklichkeit meines eigenen Todes. Das Entsetzen schnürte mir beinahe die Luft ab. Ich fühlte mich zu schwach, um meine Hände auf der Tastatur zu halten und ohne Stütze auf dem Klavierhocker zu sitzen. Und plötzlich begriff ich zum ersten Mal, warum mir die Vorstellung, als Techniker zu arbeiten, so sinnlos erschien. Sie verschwendete *Zeit*. Die Zeit. Sie war losgelöst von der Realität. Als öffnete man den Mund und schlosse ihn wieder, ohne etwas zu sagen. Irrelevant. Die Uhr an meinem Handgelenk

tickte wie eine Zeitbombe und präsentierte das Ultimatum des Lebens. Und was tat ich? Ich lernte, die Maschinen in Birkins Bergwerk zu warten. Aber ich würde niemals ein Wartungstechniker sein können, das wusste ich. Doch was könnte ich stattdessen sein? Was wäre denn *nicht* irrelevant?

Das Seltsame an dieser Erfahrung war, dass sie nicht nur schrecklich war. Irgendwo tief in meinem Inneren brannte ein Funke Glück. Die Sinnlosigkeit der Dinge zu erkennen besitzt seine eigene Fröhlichkeit. Vielleicht weil einen dieser Moment erahnen lässt, dass es eine Alternative gibt. Ich hatte keine Ahnung, wie diese »Alternative« aussehen würde. Ich wusste nur, dass der Skolion von Seikilos der Mathematik irgendwie vorzuziehen war, weil er ein Problem benannte, das sich nicht mit einer mathematischen Formel ausdrücken ließ.

Das sollte mein Interesse an der Wissenschaft schwächen und meine Liebe für die Musik und Poesie vertiefen. Aber der Konflikt trat nicht offen hervor, und innerhalb eines Tages hatte ich ihn schon wieder vergessen.

Ich stehe so tief in der Schuld von Sir Alastair Lyell, dass ich sie in meinem Leben nie werde begleichen können – ich habe an anderer Stelle ausführlich über seine Person geschrieben.*

* Einführung zu *Sir Alastair Lyell: A Life in Science* von Leslie M. Baynton, Lord & Fisher, London, 1972. Dieser lange Aufsatz ist ebenfalls in meinem Buch *Recreations of a Biologist*, Marsden Cole, 1975, enthalten.

Im Herbst 1955 war ich eine Zeit lang Mitglied des Kirchenchors von St. Thomas. Es war ein Chor der Kirche von England, und meine Familie war methodistisch, soweit sie überhaupt eine Religion hatte. Aber der Chorleiter McEwan Franklin war in den Musikerkreisen von Nottingham wohlbekannt, und er hatte mich gebeten, bei ihnen zu singen. Zu dieser Zeit verfügte ich über einen klaren Sopran (meine Stimme behielt ihn bis zu meinem 16. Lebensjahr bei), und ich gehörte zu einer Gruppe von Jungen, die oft in der Schulkapelle sangen. Franklin hörte uns bei dem Auftritt zum Schulsester im Juli jenes Jahres, und wir wurden alle gefragt, ob wir Lust hätten, uns für die Winterkonzertsaison dem Chor von St. Thomas anzuschließen. Franklin hatte eine ambitionierte Saison geplant, die *Judas Maccabaeus*, Motetten von Lassus, Madrigale von Gesualdo und ein paar Stücke von Britten beinhaltete. Die Motetten und Madrigale sollten bei einem Konzert aufgeführt werden, dessen Übertragung das dritte Programm der BBC eingeplant hatte. Vier der Jungen waren nicht interessiert, aber zwei von uns machten mit. Ich sang die erste Stimme in Lassus' *Missa Vinum Bonum* und in Britten's *A Boy was Born*. Nach dem Konzert stellte man mir im Umkleideraum einen hochgewachsenen, glatt rasierten Mann vor, dessen Gesicht mich an ein Bild von Thomas Carlyle erinnerte, das in unserem Klassenzimmer hing. Ich war viel zu aufgeregt, um ihm große Beachtung zu schenken oder überhaupt seinen Namen zu verstehen, aber später, in Franklins Haus – wo es Kaffee und Kuchen gab –, nahm er neben mir auf dem Sofa Platz und

befragte mich nach meinem Interesse an der Musik. Wir entdeckten schnell wichtige Gemeinsamkeiten: Er hielt Händel für den größten Komponisten der Welt, genau wie ich. Dann kam das Gespräch aus Gründen, die ich nicht mehr weiß, auf die Mathematik von unendlichen Mengen, und ich war hocherfreut, dass er die Probleme verstand, die Bertrand Russell in *The Principles of Mathematics* diskutiert. (Ich habe nie verstehen können, wieso die *Grundsätze* der Mathematik ein Problem darstellen sollen.)

Es war eine jener Gelegenheiten, wie sie nur ein Mal im Leben vorkommen: zwei Geister in unmittelbarer und vollkommener gegenseitiger Sympathie. Er war 45, ich war 13, aber es war, als bestünde zwischen uns nicht der geringste Altersunterschied, als wären wir schon seit 20 Jahren enge Freunde. Das ist vielleicht nicht so seltsam, wie es klingt. In meiner dörflichen Umgebung hatte ich nie jemanden kennengelernt, der meine beiden Vorlieben teilte: Wissenschaft und Musik. Lyell hatte bereits von mir gehört; Franklin hatte bei einem Essen eine Woche zuvor von mir erzählt. Franklin fand die Bücher bemerkenswert, die ich zu den Proben mitbrachte – Mathematik, Physik, Chemie, Biologie. Lyell fand Franklins Beschreibungen interessant, also suchte er dieses Konzert in der Absicht auf, mit mir zu sprechen.

Lyell ging früh, nachdem er mich eingeladen hatte, ihn in Sneinton zu besuchen, einem Dorf in der Nähe. Als er weg war, fragte ich Franklin: »Wie war noch einmal sein Name?« Er erzählte mir, dies sei Sir Alastair Lyell gewesen, ein Nachkomme von Sir Charles

Lyell, dessen *Principles of Geology* ich erst eine Woche zuvor gelesen hatte. Ich muss zugeben, ich war sowohl überrascht als auch erschüttert. In meinem ganzen Leben hatte ich noch nie mit jemandem gesprochen, der über einen Titel verfügte; tatsächlich glaube ich, dass ich niemals jemanden mit einem Titel auch nur *gesehen* hatte. Ich kannte Sneinton, darum hatte ich angenommen, dass Lyell in einem der Häuser an der Hauptstraße wohnen würde. Als ich erfuhr, dass er in einer Art Herrenhaus mit Park lebte, kannte meine Ehrfurcht keine Grenzen mehr. Es war ein Glücksfall gewesen, dass ich den Namen nicht verstanden hatte, als Franklin ihn mir vorstellte; ich hätte nur gestammelt und wäre vor Verlegenheit rot geworden, oder ich hätte gar keinen Ton mehr hervorgebracht. In der Tat lag ich die halbe Nacht wach und versuchte die Tatsache zu verdauen, dass ich mit einem »Sir« gesprochen hatte, ohne verlegen zu sein oder ihm mehr Respekt entgegenzubringen, als wäre er der Gemüsehändler gewesen.

Zwei Tage später fuhr ich äußerst angespannt mit dem Rad nach Sneinton. Ich fand das Haus relativ mühelos eine Meile außerhalb des Dorfes, und es schürte mein Unbehagen: die hohe Steinmauer, der Mann im Torhaus, der im Anwesen anrief und mich dann anwies, die Auffahrt hinaufzufahren. Das Haus selbst war dann gar nicht so prächtig wie erwartet, aber es schien für mich immer noch viel zu protzig zu sein. Und dann öffnete Lyell höchstpersönlich die Tür, und die Schüchternheit verschwand. Die seltsame Sympathie zwischen ihm und mir, die bis zum Ende unverbrüchlich blieb, war sofort wieder zu spüren. Er

stellte mich seiner Frau vor – seiner ersten Frau, Lady Sarah, die schon zu diesem Zeitpunkt blass und krank aussah –, und dann begaben wir uns sofort in sein »Museum« in der obersten Etage.

Das Lyell-Museum, das sich nun in Nottingham befindet, ist zu bekannt, um beschrieben werden zu müssen. Als ich es das erste Mal sah, verfügte es nur über die Hälfte seiner späteren Größe; trotzdem wirkte es gewaltig. Das wichtigste Ausstellungsstück war damals wie heute das Skelett des *Elasmotherium sibericum*, des ausgestorbenen Vorfahren des Rhinoceros, dessen Horn in der Mitte der Stirn wuchs: Zweifellos war dies der Ursprung jener Rassenerinnerung, aus der das legendäre Einhorn entstammt. Da waren ein Mammutstoßzahn und der Schädel des Säbelzahn-tigers sowie die Fragmente des Plesiosaurierskeletts, die Lyell mir als das Ungeheuer von Loch Ness vorstellte. Sir Charles Lyells Mineraliensammlung war komplett – und an diesem ersten Nachmittag faszinierte sie mich am meisten. Sir Charles Lyell (1797–1875) war natürlich der Mann gewesen, der lange vor Darwin, Wallace, Tyndall und Huxley die *erste* große intellektuelle Revolution des Viktorianischen Zeitalters ausgelöst hatte. Vor ihm hatte die alte biblische Theorie der Schöpfung dieses Feld beherrscht, untermauert von Cuviers allgemeiner Kataklysmentheorie – periodische Umwälzungen, die sämtliches Leben zerstörten und von Gott forderten, die Welt erneut mit lebenden Geschöpfen zu bevölkern. Cuvier hatte nicht weniger als vier Schöpfungen postuliert, was ihm ermöglichte, die Fossilien ausgestorbener Kreaturen zu erklären,

ohne der Bibel und Erzbischof Usher widersprechen zu müssen. Es war Sir Charles Lyell, der den undenkbaren Schritt vollzog, der Bibel zu widersprechen und aufzuzeigen, dass lebende Wesen eine Kontinuität haben und die für ihre Entwicklung benötigte Zeit Millionen von Jahren erfordert. Der Aufruhr war gewaltig und wurde später nur noch von der von Darwin ausgelösten Kontroverse übertroffen. Ich hatte die Geschichte erst wenige Wochen zuvor voller Erregung gelesen, und nun stand ich inmitten der Lyell-Sammlung – das heißt, genau jenen Fossilien, die ihn zu seinen Schlussfolgerungen geführt hatten. Als ich mich in diesem gewaltigen Raum mit seinen Skeletten und Knochen und Gesteinsproben umsah, wurde mir zum allerersten Mal die Realität der Geschichte bewusst. Ich kann mich noch genau an diesen Augenblick erinnern, als hätte er sich erst vor zehn Minuten ereignet. Da war ein Hauch des Gefühls, das mich beim Spielen des Skolions überkommen hatte: die Erkenntnis, dass das menschliche Leben klein, ichbezogen und völlig von der Realität entrückt und der Tod unsere letzte Abrechnung ist, mit der das Universum unsere Trivialitäten zurückweist. Und erneut gab es da diesen seltsamen Kern von Glück, wie der Verstand über die Wahrheit entzückt ist, gleichgültig um welchen Preis, selbst wenn diese Wahrheit zerstörerisch ist. Und irgendwie begriff ich instinktiv, dass zwischen diesen beiden Empfindungen kein Widerspruch besteht, dass dieses Hochgefühl keinesfalls irgendeine paradoxe Akzeptanz unserer eigenen Zerstörung darstellt, dass *Realität gleichbedeutend mit Macht ist*.